

tionen abstrahiert und die Rekonstruktion verallgemeinerbarer Erkenntnisse ist möglich. Es geht dabei nicht um eine statistische Verallgemeinerung, die Repräsentativität beansprucht. Stattdessen sollen die einzelnen beobachteten Situationen als exemplarisch behandelt werden. Das heißt, dass nicht die Häufigkeit einer Praktik ihren Gehalt ausmacht, sondern ihre Qualität im Sinne ihres typischen Gehalts.

Die Theoretisierung hat wiederum die Aufgabe, die Strukturen oder Spielregeln des jeweiligen Feldes herauszuarbeiten, wobei in der qualitativen Sozialforschung von einer schwachen Kausalität ausgegangen wird (vgl. ebd.: 29-31). Schwache Kausalität bedeutet, dass soziale Spielregeln das jeweilige Feld zwar strukturieren, es aber nicht determinieren; das heißt, von einer Kenntnis der Strukturen kann laut dieser Position nicht auf ein Verhalten oder Handeln der Akteurinnen und Akteure geschlossen werden.

4.3 Ethnografie und Differenz

Im Grunde genommen war die Ethnografie schon immer eine Auseinandersetzung mit dem Fremden, dem Anderen, aber auch dem Fremden im Eigenen und dem Eigenen im Fremden, kurzum: eine Auseinandersetzung mit Differenzen und Differenzierungen (vgl. Fritzsche/Tervooren 2012: 25, 27; Kuhn/Neumann 2015). Aus dieser »Neugier ethnografischer Forschung auf das Unbekannte« (Kuhn/Neumann 2015: 26) ergibt sich im Rahmen heutiger Forschungsdiskussionen schließlich die Forderung nach einer möglichst intensiven Teilnahme an den sozialen Praktiken (vgl. ebd.). Durch ihren Einsatz in der Alltagswelt und das vielfältige Repertoire an konkreten Methoden eignet sich ethnografische Forschung besonders, um die Produktion und Reproduktion sozialer Differenzen, »Unterschiede und Unterscheidungspraktiken« (Fritzsche/Tervooren 2012: 27) im Vollzug zu beobachten. Allerdings ist »die Figur der Differenz [...] niemals unproblematisch in Anspruch zu nehmen« (Göhlich/Reh/Tervooren 2013: 640), da mit ihr verschiedene Grundannahmen und Probleme zusammenhängen.

Im Gegensatz zur sogenannten lebensweltlichen Ethnografie⁴ versuchen ethnografische Forschungen in praxeologischer und poststrukturalistischer Tradition, die von Melanie Kuhn und Sascha Neumann (2015: 32) zusammenfassend als alltagssoziologischer Strang ethnografischer Forschung bezeichnet werden, weniger von einem »Verstehen der ›Anderen‹« (ebd.: 32) auszugehen, sondern vielmehr die Unterscheidung entlang der Beobachtungs- und der Teilnahmeposition zu rekontextualisieren (vgl. ebd.). Diese Art ethnografischer Forschung geht umgekehrt

4 Für eine Kritik an den mitunter reifizierenden Tendenzen der lebensweltlichen Ethnografie vor allem in der ethnografischen Migrationsforschung vgl. Kuhn/Neumann 2015: 31-32.

eben nicht von etwas ›Fremdem‹ aus, das beforscht werden soll, als sei es ein »Wesensmerkmal von Objekten, Personen, Sitten etc.« (Kuhn/Neumann 2015: 33). Stattdessen betrachtet es dieses Fremde »als eine soziale Konstruktion im Umgang mit Alterität, in der das Eigene stets mitkonstituiert wird« (ebd.).

Der Fokus liegt also auf den Herstellungsprozessen von Alterität, Andersheit und Fremdheit und der Frage, wie dadurch das Eigene zum Eigenen wird. Damit geht es also um Prozesse der Distanzierung und Befremdung des Vertrauten. Es sollen die Praktiken untersucht werden, »in denen bestimmte Personen oder Gruppen in einem konkreten Untersuchungsfeld zu migrantischen [, behinderten etc.] ›Anderen‹ gemacht werden« (ebd.: 33). Differenzkategorien werden so nicht mehr als gegeben und natürlich betrachtet, sondern als fortwährende praktische, interaktive und performative Herstellungsleistungen verstanden. Passend zur praxistheoretischen Grundlegung dieser Arbeit wird das Subjekt dezentriert und im Sinne einer »radikalen Entsubjektivierung des Sinns« (ebd.: 34) wird der Fokus auf die gesamte beobachtete Praktik mit ihren intersubjektiven, interobjektiven und selbstreferentiellen (vgl. Reckwitz 2016: 72) Anteilen gelegt.

Dennoch besteht nicht zuletzt durch die Unauflösbarkeit sprachlicher Benennungserfordernisse ein »Reifizierungsdilemma« (Kuhn/Neumann 2015: 35), »die Gefahr einer ›Reifizierung‹, also Reproduktion und Festschreibung hegemonialer Differenzkonstruktionen« (Fritzsche/Tervooren 2012: 26), das zu einer Verfestigung von Stereotypen und Vorurteilen führen und gleichzeitig das eigentlich ergebnisoffene Verfahren der Ethnografie konterkarieren kann. Um diesen Tendenzen entgegenzusteuern und »Strategien der *Objektivierung*« (Kuhn/Neumann 2015: 27, Herv. i.O.) zu entwickeln, regen Bettina Fritzsche und Anja Tervooren (2012: 26) mit Bezug auf den Doing-Differences-Ansatz an, Differenzen nicht als konstante, unveränderliche Merkmale einzelner Personen, sondern konsequent »als fortlaufende interaktive Leistung« (ebd.) zu verstehen. Die Untersuchung sozialer Praktiken als eingebettete, materielle und prozessuale Interaktionsleistungen ist zielführend und eine methodisch kontrollierte Reflexion der Differenzkonstruktionen maßgeblich. Durch den Fokus auf der Prozessualität der Herstellung von Differenzen werden die Überkreuzungen, die Interdependenzen und die Intersektionalität, also die Mehrfachbetroffenheit Einzelner von Differenzkategorien, relevant.

Um diesen Herausforderungen und Problemen zu begegnen, haben Fritzsche und Tervooren einen hilfreichen Kriterienkatalog entwickelt, der die »Sensibilität im Umgang mit Differenzen und sozialen Kategorien zur Grundlage macht« (Fritzsche/Tervooren 2012: 31). Nach einer genauen, theoretisch informierten Fallauswahl sei es wichtig, Situationen wiederholt zu beobachten, um »impliziten Bedeutungen von Interaktionen auf die Spur zu kommen« (ebd.) und so zu verhindern,

dass die eigenen Vorannahmen lediglich aufgefunden werden. Der Kriterienkatalog umfasst fünf zentrale Punkte, von denen ich im Folgenden vier erläutere.⁵

Erstens ist eine »Offenheit gegenüber den im Feld durch die Akteure vorgenommenen Bedeutungszuschreibungen« (ebd.: 32) grundlegend. Anstatt also die mitgebrachten Differenzkategorien als Erklärungsansatz für die soziale Praxis zu nutzen, geht es vielmehr darum, sensibel für die Erklärungen, Deutungen und Zuschreibungen der Praxisteilnehmenden zu sein. Gleichzeitig mahnen die Autorinnen bezogen auf mögliche Leerstellen und Unsichtbarkeiten, die in den untersuchten Feldern eventuell nicht explizit benannt werden, aber dennoch wirkmächtig sind, zur Vorsicht. So gehe ich beispielsweise davon aus, dass sich als nichtbehindert verstandene Personen meist in einer privilegierten Stellung befinden, auch wenn dies in der sozialen Praxis selten bis gar nicht explizit thematisiert wird. Gerade das Unmarkiertsein verleiht den nichtbehinderten Menschen Macht, auch wenn sie sich dieser selbst nicht (immer oder vollständig) bewusst sind. Durch den zuvor beschriebenen Wechsel zwischen emischen, die Sicht des Feldes rekonstruierenden Perspektiven und etischen, wissenschaftlichen Außenperspektiven (vgl. Thomas 2019: 23–24) können solche unmarkierten Positionen sichtbar gemacht und in ihrer Bedeutung für die jeweilige Praxis analysiert werden.

Zweitens sollten »Auslassungen in den Diskursen der Teilnehmenden« (Fritzsche/Tervooren 2012: 33, Herv. i.O.) analysiert werden, da vor allem die explizite Thematisierung von Differenzkategorien im Alltag eher selten vorkommt. Fritzsche und Tervooren regen aus diesem Grund an, ähnliche Situationen wiederholt zu beobachten (vgl. ebd.). Sinnvoll kann aber auch oder zusätzlich ein Vergleich ähnlicher Kontexte sein. Wie ich in meiner Studie feststellen konnte, stellt sich die Thematisierung der Differenzkategorie Behinderung zum Beispiel in potenziell inklusiven und potenziell segregierenden Arbeitskontexten sehr unterschiedlich dar. Während es in der Werkstatt selbstverständlich ist, dass die Beschäftigten als behindert gelten, wurde die Behinderung mancher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in dem Inklusionsbetrieb selten bis gar nicht thematisiert.

Da »keine Kategorie zu jeder Zeit omnirelevant ist« (ebd.: 34), kann es drittens auch zu einem situativen Pausieren bzw. »Neutralisieren« oder Hervorheben bestimmter Differenzmerkmale kommen. Es kann nämlich durchaus auch den (aktiven oder impliziten) Wunsch Einzelner geben, »sich kategorialen Ordnungsmus-

5 Da nicht alle fünf Punkte in Bezug auf meinen speziellen Forschungsgegenstand fruchtbar gemacht werden können, werde ich hier nur diejenigen erläutern, die für die Studie relevant sind. Das eigentlich erste Kriterium beschreibt das Vorgehen der »Nachträglichkeit«, bei welcher zwischen »materiellen Praktiken« (Fritzsche/Tervooren 2012: 32) und »Logiken der Darstellung« (ebd.) unterschieden wird. Dabei werden vor allem videografierte Praktiken auf einer objektiven Ebene betrachtet, zum Beispiel die Art und Weise, wie Körper zueinander stehen, sich bewegen oder ästhetisch hergerichtet sind.

tern zu verweigern« (ebd.) oder andere Merkmale aktiv einzusetzen und zu betonen. Fritzsche und Tervooren schlagen zu diesem Zweck eine »mehrdimensionale Typenbildung« (ebd.: 34) vor, die mehrere Differenzmerkmale beachtet. Ergänzend können der Einbezug und die Analyse des jeweiligen (institutionellen) Kontextes und die Frage danach, wer in einer bestimmten Situation (körperlich) anwesend ist und mit wem agiert, sinnvoll sein. Konkret heißt das, dass das (zumindest teilweise erfolgende) Neutralisieren der Differenzkategorie Behinderung beispielsweise über die Betonung gemeinsam geteilter Differenzerfahrungen erfolgen kann, die sich zum Beispiel auf die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht oder eine Migrationsgeschichte beziehen (z.B. »undoing disability while doing gender«).

Viertens sollten schließlich Benennungspraktiken kritisch reflektiert werden (vgl. ebd.: 35). In der Darstellung von Forschungsergebnissen könnten durch eine Mischung aus feldinformierten Benennungsweisen und wissenschaftlicher Präzision akkurate Bezeichnungen entstehen, die möglicherweise hergebrachte (oftmals als unzureichend oder gar diskriminierend empfundene) Begriffssysteme neu zu organisieren helfen.

Aus diesen Kriterien ergibt sich wiederum die Notwendigkeit, die Kontingenz von Differenzkategorien in die Analyse einzubeziehen (vgl. Rabenstein/Steinwand 2018; Hirschauer 2014). Mit Bezug auf Hirschauers (2014) Kontingenzthese beschreiben Kerstin Rabenstein und Julia Steinwand (2018: 115) unterschiedliche Probleme ethnografischer Differenzforschung, die der Analyse von Kontingenz im Wege stehen. Erstens würden meist »die je spezifischen Funktionen und Wirkmechanismen und damit die Unterschiede der Differenzen« (ebd.: 115) übersehen. Während beispielsweise das Merkmal Behinderung auf die Unterscheidung zwischen Normalität und Abweichung abzielt, soll die Unterscheidung nach Leistung Menschen individualisieren und in eine hierarchisierte Rangordnung bringen (vgl. ebd.). Zudem werde häufig das zeitweise (nicht-)intentionale Pausieren von Zugehörigkeiten ignoriert (vgl. ebd.: 116), welches wichtige Hinweise auf Selektionsprozesse, feldimmanente Logiken und als erstrebenswert erachtete Selbstpositionierungen liefern kann.

Ähnlich wie Rabenstein und Steinwand (2018: 117) es für die Leistungszuschreibungen im schulischen Unterricht untersucht haben, entstehen auch in meinem Untersuchungsfeld der Arbeitspraxis durch die Thematisierung von Differenzen und durch die Adressierungen von Personen anhand spezifischer Merkmale »hierarchisierte Positionierungen«. Die Selbstpositionierungen Einzelner innerhalb sozialer Praktiken erzeugen durch die Tendenz zur Hierarchisierung Machtwirkungen oder sie führen, wie Miklas Schulz schreibt, dazu, dass sich betroffene Personen dem »normativen und auf Identitätsmöglichkeiten wirkenden Normalisierungsdruck [...] beugen, wenngleich dies nur für den Preis einer scheinbaren und sich in Teilen verleugnenden Selbstnormalisierung zu haben ist« (Schulz 2020: 413). Folglich sehen sich Personen einem Positionierungsdruck gegenüber, der sie, um

von ihrem Gegenüber anerkannt zu werden, dazu bringt, eher differenzminimierende Positionierungen zu forcieren, als dass sie Praktiken der Differenzmaximierung zulassen und so den potenziellen Verlust der Anerkennung ihres Gegenübers in Kauf nehmen würden.

4.4 Fallauswahl und Datenerhebung

Ich beginne die Erläuterung der Datenerhebung mit der Erörterung zum Prozess der Fallauswahl. Diese erfolgt gemäß des in der Grounded Theory entwickelten Prinzips des »theoretical samplings« (vgl. Strauss 1994: 70–71) und vor allem nach dem Grundgedanken der kontrastierenden Fälle. Drei Unterscheidungsdimensionen sind hierbei leitend: Erstens wird zwischen den Einrichtungstypen differenziert, um mit der Werkstatt auf der einen Seite stärker segregierende, zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen eher differenzmaximierende Strukturen und auf der anderen Seite mit dem Inklusionsbetrieb stärker inkludierende und damit potenziell differenzminimierende Strukturen zu untersuchen. Zweitens wurden aus beiden Feldern jeweils ein Mann und jeweils eine Frau begleitet, damit mögliche Genderaspekte in die Analyse einfließen konnten. Drittens wurde zwischen den Tätigkeiten innerhalb der Einrichtungen kontrastiert, dabei sollte es jeweils Beobachtungen in einem komplexeren und einem weniger komplexen Tätigkeitsbereich geben. Die Berücksichtigung dieser Voraussetzungen war für den Prozess der Datenerhebung entscheidend und ist daher stets im Blick zu halten, wenn ich im Folgenden auf den Feldzugang, die Institutionen, die Fokuspersonen und deren Arbeitsbereiche eingehen werde.

4.4.1 Der Feldzugang

Um Zugang zum Feld zu erhalten, trat ich zunächst mit meinem Anliegen an alle Werkstätten für behinderte Menschen und Inklusionsbetriebe in einer westdeutschen Großstadt per E-Mail heran. Meist kontaktierte ich direkt die Einrichtungsleitungen sowie den sozialen Dienst in Werkstätten oder den betrieblichen Sozialdienst. Bei dieser ersten Kontaktaufnahme wurden die Ziele der Studie dargelegt und Informationen zum Vorgehen bei der Datenerhebung genannt. Die Rückmeldequote war relativ gering, aber nach einigen Telefonaten und E-Mail-Wechseln konnte ich mit einem Inklusionsbetrieb und einer WfbM näheren Kontakt aufbauen: Im Sommer 2016 luden mich beide Einrichtungen zu jeweils einer Führung durch die Einrichtungen ein, was ich selbstverständlich wahrnahm. Mit beiden Einrichtungen habe ich sowohl Vereinbarungen zu Verschwiegenheit und Anonymität getroffen als auch die Wahrung betriebswirtschaftlicher Aspekte zugesichert, das heißt, dass vor allem keine Nennungen von Zulieferfirmen oder